

## **Klaus Merz: Der Argentinier**

Novelle, Haymon Verlag, Innsbruck 2009.

### **Und die Wörter bitten zum Tanz**

(*bu*) Kriecht einer auf allen Vieren zur Reling, um sich ein weiteres Mal die Seele aus dem Leib zu kotzen. Zuvor noch hat der Mann in die Fotografie der Liebsten gebissen, seiner Amelie, die er in der Schweiz zurückgelassen hat, um nun sein Abenteuer in Südamerika zu bestehen, nämlich ein waschechter Gaucho zu werden. Mit dieser Szene steigt Klaus Merz in seine Novelle „Der Argentinier“ ein, und der Leser ahnt schon, dass dieser Mann wohl zurückkehren wird. Der Einstieg ist die Ankündigung eines Umwegs, wie sie sich im Leben nicht vermeiden lassen. Tatsächlich befinden wir uns in einer Rückblende, Lena hat an der Klassenzusammenkunft von ihrem Großvater, dem ehemaligen Dorfschullehrer, der vor einer Woche gestorben ist, zu erzählen begonnen. Vom Protagonisten der Novelle, dem Ich-Erzähler, erfährt man kaum etwas, nur dass dieser nach Studienabschluss die Theologie hat bleiben lassen und nun „auf der Suche sei nach neuen oder angrenzenden Magnetfeldern“. Dieser Mann, wohl Mitte dreißig, wird zum Ohr, zum Medium für den Leser, der mit diesem Protagonisten neben Lena zu stehen kommt und zum aufmerksamen Mithörer wird. Der überwiegende Anteil des Textes ist – der Erzählanlage gehorchend – in der indirekten Rede geschrieben. Doch was auf den ersten Blick wie ein Hemmnis des Erzählflusses erscheinen mag, schafft von Kapitel zu Kapitel eine stärkere Bindung, eine ungeahnte Intimität, eben weil die Rolle des Protagonisten sich von jener des Lesers zuweilen nicht unterscheiden lässt.

Das Magnetfeld von Merz' Novelle ist das Erzählen selbst: „Erzählen und erzählen lassen“, das sei eigentlich alles, was es brauche, um die Welt und einander auf diesem behutsamen Weg erfahren und besser begreifen zu lernen.“ Dieses Credo eines Seminarlehrers war dem Großvater haften geblieben, und auch Lena hat es nicht vergessen, ebenso wenig wie die Konsequenz, die daraus folgte:

„Eigentlich höre er lieber nur noch zu und führe die Zwiesprache inwendig weiter.“ So zeichnet Merz nicht nur subtil erste Parallelen zwischen dem verstorbenen Großvater und Lenas Zuhörer, er verbindet auch Sehen, Hören und Denken: Die inwendige Zwiesprache ist es, die der Großvater vornehmlich mit Bildern führte, sei es Velázquez' „Marte“ oder sei dies Vermeers „Mädchen mit dem Perlohring“ gewesen. Und Lena, inzwischen Kuratorin, hat diese Gabe der Bildbetrachtung durchaus geerbt, mehr noch, sie ist in der Lage, aus der Erinnerung und also mit Worten das Bild ihres Großvaters neu zum Leben zu erwecken.

Im Band „Der gestillte Blick“ (2007) spricht Merz von einer „metaphysischen Geborgenheit“, die sich bei der Kunstbetrachtung einstellen könne, und weiter: „Diese Ahnung vom Ganzen legt, wenn alles gut geht, eine menschenmögliche Spur Richtung Zukunft. Aus einer gelebten und geschauten Gegenwart heraus.“ Und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: Was Merz' für die Bildende Kunst gilt, gilt ihm insbesondere auch für die Literatur, die der 1945 geborene Schriftsteller schon vor Jahren in knappster Form – in einem Zweizeiler im Band „Garn“ (2000) – auf den Punkt brachte: „Sogar das Erlebte will zuerst / beschrieben sein.“ Das gegenwärtige Zuhören des Protagonisten birgt nicht nur Überraschungen in der Vergangenheit, denn Lenas Großvater hat in Argentinien mehr Spuren hinterlassen, als zunächst angenommen, es offenbart auch eine Ahnung für die Zukunft. Die Entführung in Geschichten dient nicht Scheherazades Überleben, dahinter steckt vielmehr Lenas Kunst der Verführung, um ihre neue Liebe zu gewinnen – über die Wörter hin aufs Parkett. Denn auch das weiß sie von ihrem Großvater: Tango ist eine Art zu gehen, und von da ist es nicht mehr weit zur „lautlosesten Art des Gesprächs zwischen zwei lebendigen Wesen“. Und dem Leser bleibt – nebst einem wunderbaren Leseerlebnis – wohl auch ein wenig Neid, eben doch nicht der Protagonist zu sein...